

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 152.

Freitag, den 3. Juli

1925.

### Mächte im Blut.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelmine Fleck.

(Nachdruck verboten.)

Sie schwieg einen Augenblick und drehte nachdenklich ihre blühenden Ringe hin und her. Dieser Oberförster gefiel ihr. Heute noch mehr als neulich beim Reitturnier. In seiner ruhigen gelassenen Art war er so ganz anders als die forschen jungen Geschäftsleute aus ihrem Verehrerkreise, die beständig den „Weltmarkt“ oder den „Kursstand“ im Munde führten, ganz anders auch als ein paar verarmte junge Aristokraten der Umgegend, die bisweilen halb blasiert, halb gönnerhaft in Seehof erschienen, aus Gründen, die Ijolt vollständig klar waren. Das Genre, das Kranold vertrat, war ihr fremd. Welchem Kreis mochte er entstammen? Bedenklichkeiten waren ihr fremd, so fragte sie ohne weiteres: „Ist Ihr Herr Vater etwa auch Künstler?“

„Nein, er ist Professor der Geschichte in G.“

„Eine Leuchte der Wissenschaft, die immer den Regenschirm stehen läßt? In die Nähe eines Universitätsprofessors kam ich bisher noch nie. Wobon spricht man mit ihm? Ist's nicht immer, als schrie man zu einem Kirchturm hinauf?“

Das kam so drollig heraus, daß Lothar lachen mußte. „Mein Vater hat für das Kleinste Verständnis wie für das Tiefste. Er ist der gütigste Mensch und eingeschüchtert fühlt sich niemand ihm gegenüber. Er kann sich sogar für die Kleider meiner Mutter und Schwestern so gut interessieren, wie Goethe für die Gewänder seiner Christiane. Im Grunde haßt er nur eins, — Oberflächlichkeit.“

„Hm. Hat er nicht verlangt, daß Sie auch Professor würden?“

„Gewünscht hat er's wohl. Seit 1805 war er der erste Kranold, der nicht mindestens einen Sohn für die Wissenschaft stellte, aber er hatte leider nur mich und mußte sich überzeugen, daß ich für einen gelehrten Beruf nicht taugte. Ich konnte nur Forstmann werden oder nichts. Nichtsdestoweniger war es mein größter Kummer, daß ich ihm den Schmerz dieses Bruches mit der Tradition unserer Familie nicht ersparen konnte.“

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Dafür hab' ich nun gar kein Verständnis. Was heißt überhaupt Tradition in solchem Fall? Ist's etwa die Angst vor dem, was längst vermoderte Herrschaften zum Tun und Lassen von uns Modernen sagen würden?“

„Es ist doch mehr. Jeder Mensch ist das Produkt seiner Vorfahren und ihre Art wirkt in ihm fort. Das gibt Hemmungen und Antriebe; — je nachdem.“

„So was kommt doch wohl erst mit einer gewissen befadenten Abergewöhnung, und vorstellen kann ich's mir überhaupt nicht. Die Werdermanns haben zum Glück noch keine Tradition,“ sagte sie leichtsin. Dann klingelte sie und befahl Moselwein und gezuckerte Erdbeeren. Lothar protestierte. „Ihre Gastlichkeit läßt mich meinen Besuch ungebührlich lange ausdehnen.“

Sie lachte triumphierend. „Das wollt' ich ja gerade. Sie kriegten nämlich schon so unruhige Augen, als suchten sie irgendwo eine Uhr, und die eigene konnten Sie doch nicht gut ziehen. Wir lassen aber unsere Gäste nie so schnell fort, damit müssen Sie sich schon abfinden.“

Die Erdbeeren in der Kristallschale waren vorzüglich und der Wein desgleichen. Dann hob Ijolt ihr Glas und rief: „Auf gute Freundschaft und getreue Nachbarschaft. Es ist Ihnen doch recht?“

Und Lothar stimmte lächelnd zu und nicht nur aus Höflichkeit. Die übliche Besuchszeit war doppelt und dreifach verstrichen, als er endlich heimwärts fuhr. Ijolt hatte viel zu erzählen gehabt, auch Anekdotchen aus ihrer Pensionszeit, und sie mit so drolliger Verweigerung vorgetragen, daß Lothar mehrmals hell aufschrie. Dann hatte sie sachmännischen Rat gewünscht in Betreff eines reinrassigen, aber noch sehr ungebärdigen Dackels, mit dem Ergebnis, daß Lothar sich erbot, den ungebildeten „Hundesohn“ mitzunehmen, um ihn später wohldressiert wiederzubringen. Jetzt hockte Männe jaulend unter dem Knieleder des Wagens und Lothar empfand deutliches Vergnügen in dem Gedanken, daß er seinetwegen über kurz oder lang wieder werde nach Seehof fahren „müssen“. Aber er liebte Ordnung und Klarheit in allen Dingen und so stellte er sich wegen dieses Vergnügens zur Rede. Stand er etwa in Gefahr, sich in Ijolt Werdermann zu verlieben, oder war es am Ende schon geschehen? War's denkbar, daß das so schnell gegangen sein sollte bei ihm, dem die Frauen bisher — abgesehen von ein paar unvermeidlichen Jugendbesessen — so wenig zu bedeuten gehabt hatten? Er kam nach Hause, kleidete sich um, hing die Büchse über die Schulter und ging ins Revier, aber der Gedanke an Ijolt ging mit ihm, kehrte mit ihm zurück und ließ ihn nicht wieder los. Als Endergebnis einiger unruhiger Tage stellte sich die Gewißheit heraus, daß er dies Mädchen liebte und für sich begehrte, aber das war ein Gefühl, dessen er Herr werden wollte und mußte. Er war sich bewußt, kein Goldfischjäger zu sein, und der Gedanke, in den Augen der Welt für einen solchen zu gelten, war ihm unleidlich. Auch fiel, wer, selbst arm, eine reiche Frau heiratete, immer in eine gewisse Abhängigkeit. Als Abkömmling einer langen Reihe von Akademikern steckte ihm überdies tief im Blut eine leise Geringschätzung gegen solche, die nur Geld hatten. Ihm sollte das Geld nicht zur Fessel werden, und wenn er sich auch Männes Erziehung mit Treue annahm, so entschloß er sich doch, sich von Seehof fern zu halten. Den Hund mochte später ein Forstgehilfe hinüberbringen. Zunächst erschien freilich erst einmal Herr Werdermann zum Gegenbesuch, falls und schwadronierte entseßlich, kargte nicht mit falsch angewandten Fremdwörtern und machte Lothar seinen Entschluß leicht. Aber bald danach begegnete ihm Ijolt im Wald und das war schlimm. Sie sprang vom Pferd, schüttelte Lothar kameradschaftlich die Hand und ging neben ihm her. So viel Mühe er sich auch gab, er konnte die Freude über dieses Zusammentreffen nicht unterdrücken. Sie war doch ein liebes Mädel, mochte der Vater so unmöglich sein wie er wollte. Mit Erkundigungen nach Männes Wohlverhalten fing es an, mit einer Einladung zum Abendessen am nächsten Sonntagabend hörte es auf. Einiae Nachbarn nur würden da

## Der eiserne Turm.

Skizze von Georg Berlich.

Höher und höher wuchs der Eisenbau des neuen Turms, er überragte mit seinen 80 Metern schon alle Säuler und Türme in weitem Umkreis und sollte noch höher, viel höher werden, erschien aus der Ferne wie ein stierliches, feinalledriges Spielzeug, das ein Windstos umwerfen konnte, und war doch aus mächtigen Trägern und Spannen zusammengestückt und fest im Boden verankert.

Aber freilich, er schwannte. Wer hinauf blickte, bemerkte es deutlich, dies Bendeln, Ausschlagen der Spitze, und dennoch bestand keine Gefahr, daß er das Gleichgewicht verlieren, sich zu sehr auf eine Seite neigen und umstürzen könnte, das verhinderten auch die armdicken Stahltrassen, die ihn strahlenförmig mit der Erde verbanden, ihn hielten.

Und in dem Netzwerk hoch oben bewachten sich winzige Gestalten, die man kaum noch als Menschen erkennen konnte. Es waren die Arbeiter, die dort die Rippen des Eisenturms pernielten, verschweißten und neue daraufsetzten, in immer höherem Aufbau. Gedämpft schallten die Hammerschläge herab.

Nur Schwindelfreie konnten hinaufsteigen und in jener Höhe arbeiten. Mancher, der es sich zugetraut, war nach dem ersten Versuch, trotz des besseren Lohnes, nicht wieder dazu zu bewegen gewesen. Und nun wollte auch einer nicht mehr, der es wochenlang ausgehalten hatte. Es ging nicht, er fühlte sich unsicher, fürchte abzustürzen.

Doch schon hatte sich ein neuer für ihn gemeldet. „Der —?“ sagte der Monteur Schlupphade, als der Erlasemann ihm und seinem Arbeitskollegen vom dem Ingenieur als Dritter in der obersten Turmskizze zugewiesen wurde, und machte ein böses Gesicht. „Mit dem —?“ Du Emil, wollen wir denn mit dem —?“

Emil Balzer paffte aus seiner kurzen Pfeife und brumnte Unverständliches.

Der Ingenieur mertte, daß da etwas nicht stimmte. Herr Steffen wird sich unter Ihrer Anleitung schon mit Ihnen einarbeiten, meinte er und sah auf die Uhr. Das bedeutete: Vertrödelte keine Zeit, fangt an!

Da gingen sie an die Arbeit. Schlupphade und Balzer voran, Steffen hinter ihnen.

Sie kannten ihn, hatten mit ihm in einer Fabrik gestanden. Er war immer seine eigenen Wege gegangen, so ein Stiller, Heimlicher, aus dem man nicht recht klug werden konnte. Aber daß er anderer Ansicht war als sie, hatten sie doch bald herausgehakt. Und als sie ihn stellten, damit er Farbe bekennen sollte, hatte er geantwortet: „Laßt mich in Ruhe! Was ich denke, darüber bin ich euch keine Rechenschaft schuldig, so wenig wie ihr mir.“

Es hatte Streit gegeben, beinahe wäre eine Schlägerei daraus geworden, aber der Kerl hatte Arme wie ein Ringkämpfer, hob allein Lasten, die kaum zwei schaffen konnten, und man ließ ihn in Ruhe.

Stachelreden schien er nicht zu hören, und wies man ihm einen Saabernad, tat er, als gewahre er es nicht. Und als das Fabrikvergnügen mal eine Feyer hatte, kam er auch, wie die anderen Brüder, die man nicht leiden konnte.

Und tanzte mit der Marie, und die Marie meinte, daß keiner so gut tanzen könnte, was auch wahr sein mochte. Mit der Marie war er auch Sonntags ausgegangen.

Das wurmte Schlupphade heute noch, wo doch nun die Marie längst seine Frau war und sie schon zwei Kinder hatten.

Kühte ihm der jetzt wieder in die Quere kommen —?

Sie kletterten den Turm hinauf, Schlupphade und Balzer auch hier voran, mit dem sicheren Tritt und Griff, die man durch Übung und Gewohnheit erlangt, mochte der Neue sehen, wie er nachkam. Zu Anfang blieb er ihnen ja immer dicht auf den Fersen, aber aushalten mußte man, und ob er das konnte? Je weiter nach oben, um so schwieriger wurde es. Beine und Arme konnten schwach und zitterig werden, der Schwindel einen packen. Die ersten Male spürten es alle.

Hier war kein Tansboden, hier ainta man nicht mit 'nem hübschen Mädchen (pasteren)!

„Du, der Steffen, den du dich wohl noch erinnerst, ist heute vom Turm gefallen“, würde er seiner Frau sagen und sie dabei beobachten. Sie würde wissen, daß das hieß: er hat sich Hals und Beine aebrochen, war tot. Wer vom Turm fiel, hatte nichts mehr zu bestellen.

Emil Balzer, der auch beim Aufstieg die Pfeife im Munde behielt und qualmte, hätte neulich um ein Haar die Reife gemacht.

Aber Steffen blieb nicht zurück, fiel nicht, er war so schnell oben wie seine beiden Vordermänner.

Etwas fünf Meter vor der vorläufigen Spitze waren noch einige Bindungen zu verstärken. Kurz und mürrisch gab Schlupphade dem Neuen die nötigen Anweisungen.

„Sie können sich ja anlehnen, wenn's Ihnen zu sehr wadelt“, sagte er höflich, „oder wenn Ihnen schwiemelt“, wird. „Bei uns geht's ohne, nicht wahr, Balzer?“

Da ließ auch Steffen die Sicherung unbemüht, und wie die anderen feste er sich rittlings auf eine der Eisensäulen, nahm sein Handwertzeug aus dem um den Leib geschnallten Beutel und ging ans Werk.

Der frische Wind in der Höhe tat wohl, er hielt die Augen klar, den Kopf kühl. Aber er trieb auch die Wolken am Himmel vor sich her in unablässiger Bewegung, und sah man ein Weilchen darauf, war es, als alitte und stöge man mit ihnen fort und sei aller Erden schwere ledig. Nein, man

sein, auch „Pastors“, womit eine gewisse Solidität schon von selbst gewährleistet sei. Sie bemerkte sein Zaudern und fuhr fort: „Grund zum Absagen haben Sie nicht, täten Sie es dennoch, so würde ich es als absichtliche Kränkung ansehen.“ Sie sah ihn gegen ihre Gewohnheit ernsthaft an und dieser halb bittende, halb forschende Blick lähmte seine Entschlußkraft. Er brachte es einfach nicht übers Herz, ihr wehe zu tun und sagte, daß er sich die Ehre geben werde. Da lächelte sie vergnügt, verabschiedete sich und ritt davon. Zu Hause ging sie geradenwegs in das Zimmer, wo Vater Werdermann hinter der Börsenzeitung saß. „Schiffsaktien und Industriepapiere klettern wie verrückt. Ein Glück, daß wir unsere „Daimler Motor“ nicht verkauft haben“, rief er ihr entgegen.

„So? Na, schön. Ich wollte dir übrigens nur sagen, daß wir am Sonnabend eine Gesellschaft geben. Kein großer Klubbim, mit endlicher allgemeiner „Selbstigkeit“, was für den vorliegenden Fall mal à propos sein würde, sondern nur ein paar gelesene Menschen.“

„Wer kommt denn, wenn ich fragen darf.“

„Der Oberförster. Den hab' ich unterwegs eingeladen und hab' ihm gesagt, daß Pastors auch kommen würden. Denen muß ich's natürlich erst sagen. Und dann können wir ja noch an die Lüblower Bentins und an Jakobens von Dierkirchen schreiben. Dann bleibt alles hübsch im Rahmen des Ländlichen.“

Herr Werdermann schnappte nach Luft. „Pastors? Hat der Mensch Worte! Wir haben da freilich seinerzeit Besuch gemacht, weil du meintest, es gehörte sich so, aber was tu' ich mit Pastors! Da wird ja kein Mensch so richtig fidel. Soll etwa der Mann in meinem Haus anfangen zu beten?“

„Er wird schon nicht. Und am Ende würden wir das ja auch noch überleben, alter Herr. Aber kommen soll er, denn er paßt zu dem Oberförster. Laß mich nur machen. Von der Zusammenlegung meiner Gesellschaft versteht' ich mehr als du.“

„Aber ich werd' mich rein zu Tode mopsen dabei.“

Sie schlug ihm lachend auf die Schulter. So schnell sträubt sich's nicht, alter Herr. Sonst hätten deine Geschäftsfreunde mich schon lange vom Leben zum Tode befördert, wenn sie den ganzen Kurszettel durchberaten.“

„Tu' nur nicht so. Wenn dein Vater sich nicht so gut auf den Kurszettel verstünde, wärest du jetzt nicht Fräulein Werdermann von Seehof, und das Reitpferd und das Auto und die seidenen Fegen könntest du suchen gehen. Du bist meichugge, Fing, daß du diesen Grünrod so heranziehst. Du wirst dem jungen Mann Raupen in den Kopf setzen. Er wird sich einbilden, daß Werdermanns Tochter für ihn da ist.“

Sie zuckte die Achseln. „Für seine Gedanken bin ich nicht verantwortlich. Ich weiß aber, daß wir verpflichtet sind, ihn einzuladen, und Samstags geht's los, alter Herr, stnde dich nur damit ab.“

Er knurrte und murzte ein wenig, erhob aber weiter keinen Widerspruch. Wenn Fing mit solcher Entschiedenheit behauptete, daß etwas sein müsse, so würde sie wohl recht haben. Wozu wäre sie sonst so lange in dem teuren Pensionat gewesen?

Mit unbehaglichem Gesicht wartete er am Sonnabend auf seine Gäste. Vergnügen versprach er sich nicht von der Veranstaltung, die seine Tochter ihm so gewissermaßen andiktirt hatte. Aberhaupt fühlte er sich anfangs als Wirt immer etwas unsicher, besonders wenn Damen von der Partie waren. Sicherheit kam ihm erst mit der zweiten Flasche, dann fühlte er sich voll und ganz Werdermann von Seehof, der reichste „Knopp“ auf fünfzehn Meilen in der Runde. Mit heller Bewunderung blickte er auf seine Tochter, während sie die Gäste empfing. Das Mädel wachte wahrhaftig mit allen zu reden, sogar mit dem Schwarzrod. Todschid sah sie aus dem lichtgrünen Chinatreppkleid, das Hals und Arme frei ließ und dessen Schlitzrod gelegentlich ein wenig von der schlanken Wade verriet. Und dann die Frisur! So was hatte hier nicht eine der ganzen Gegend!

Fortsetzung folgt.

durfte nicht zu viel hinauffehen, auch nicht hinab, wo die Menschen zu Zwergen zusammengeschrumpft waren, die Autos wie behende Käfer auf den grauen Straßen dahin-  
hüchteten. Nur auf die Arbeit mußte man achten.

Und dabei verging die Zeit, Stunden verstrichen. Die  
Mittagspause rückte heran.

Schlupphade war noch höher geklettert, sah ganz oben,  
hämmerte dort.

Wenn ihm der schwere Hammer aus der Hand rutschte,  
würde er dem Steffen auf den Kopf fallen. Der Kerl mon-  
sterte da unter ihm, als hätte er nie eine andere Beschäfti-  
gung in seinem Leben gehabt. Der konnte wohl alles?  
Und wieder gärie ein dumpfer Haß in ihm auf. Wenn der  
Hammer — ?

Auf der Straße die Frau mit der hellen Schürze, Kinder  
neben sich — das war Marie, die ihm das Mittagessen  
brachte. Er erkannte sie immer schon auf weite Entfernung  
und machte sich dann zum Abstieg fertig.

Marie — der Steffen — Die Finger, die den  
Dammertitel umschlossen, loderten sich. In läthem Schred  
griff Schlupphade nach dem fallenden Werkzeu.

Ein wilder Schrei.  
Steffen sah etwas vor seinen Augen vorbeiflirren, blühte  
auf. Das Blut stockte ihm in den Adern.

An einem der eisernen Querstäbe hing Schlupphade,  
schwebend über der fürchterlichen Tiefe, verabsichtlich suchten  
seine Füße nach einem Stützpunkt.

Balken konnte ihm nicht helfen, versuchte er es, würde  
ihn der andere beim Sturz mit sich reißen.

„Gesthalten! Ich komme!“ schrie Steffen. Und der ge-  
wandte Turner kletterte in die Höhe. Stürzte Schlupphade  
jetzt ab, war er mit ihm verloren. Aber er erreichte ihn,  
ehe die Kräfte verließen, konnte mit seinen Schultern  
den Rücken des über ihm Hängenden fassen und Stütze geben,  
schob den Körper des Schwedens langsam aufwärts, bis  
Balken zugreifen und den Kameraden fassen und vollends  
heraufziehen konnte.

Der lanagesogene Pfiff einer Dampftrane. Mittags-  
pause.

Schweigend stiegen die Turmarbeiter abwärts,  
Unten, auf festem Boden stehend, lachte Schlupphade  
froh, aber auch ein wenig verlegen. „Ist mir schon lieber,  
daß ich so hier ankomme, mit heißen Knochen. Danke auch  
für die Hülfe!“ wandte er sich an Steffen.

„Keine Ursache!“

„Wir wollen's meiner Frau erzählen.“

„Warum denn? Es würde sie nur erschrecken.“

„Ja, aber —“

„Da liegt Ihr Hammer, der Ihnen heruntergefallen ist!“  
sagte Steffen ablenkend.

Schlupphade hüdt sich nicht danach, dunkle Röte schob  
ihm ins Gesicht, sein Blut wurde heiß. Der Hammer, der  
den andern hatte treffen sollen, der fast sein eigenes Ver-  
hängnis geworden war! In kümmer Abbitte streckte er  
Steffen die Hand hin.

Dem kam ein blitzschnelles Verstehen. Ein Zaudern —  
dann nahm er die gebotene Hand dennoch.

Sie waren Kameraden geworden.

## Dressurprobe für Löwen.

Der Krieg hatte unser Bureau dem des Zirkus ange-  
gliedert. Wir waren Zwangseinquartierung, aber selten  
wohl hat zwischen Zwangsmieter und Vermieter ein so  
gutes Verhältnis geherrscht.

Schweigend rasten wir im Auto dahin — die elegante  
Frau des Dompteurs und ich. Der Wind blähte ihren  
Schleier und bog die Reiter unerbittlich hin und her.

Wenn Frauen nicht reden, so sind sie mit ihren Ge-  
danken ganz bei der Sache, und das waren wir sicher. Daß  
meine Nachbarin leistisch erregt war, schien beargwöhnlich, da  
sie für ihren Mann fürchtete, der heute die Hauptprobe mit  
seinen Löwen bestehen sollte. Aber auch meiner hatte sich  
eine nervöse Stimmung bemächtigt. Noch nie hatte ich solcher  
Probe im primitiven Stall beigewohnt — so gar keine Vor-  
stellung konnte ich mir davon machen.

Wir waren am Ziel — das Brüllen der Löwen tönte  
uns schon entgegen — die Brettertür des Stalles schloß sich  
hinter uns. Etwa zwanzig geladene Gäste waren schon dort  
und saßen im Halbkreis dicht vor dem runden Zwinger auf  
Holaboden. Hinten in der Ecke nahm die Musik Platz, weil  
die Löwen sich an die Musik gewöhnen mußten; auch den  
Applaus sollten die Bestien heute zuerst vernehmen.

„Für zu!“ Die Tiere sollten das Tageslicht nicht sehen.  
Jetzt waren wir eingeschlossen im Stall mit sieben Löwen,  
die wild und wilder heulten. Eine Gänsehaut überfiel mich  
— verflucht unheimlicher Gedanke, von solchem Viech zer-  
fleischt zu werden. Ich nahm meinen Mut zusammen —  
brennend aern wäre ich entseucht. Die Musik leste ein  
eine Zirkusweise — rhytmisch und melodios — nur Zirkus-  
weisen können so wirken — vridelnd, aufpeitschend!

Der Dompteur im Frack erscheint im Zwinger mit seinen  
sieben Löwen, die sich links und rechts auf Hocker niederlassen,  
je drei an einer Seite. Vorn in der Mitte tollert „Washa“  
der Hübscheste der Sieben, sich auf einer Matte hin und  
her, und nun beginnt die Arbeit — unrubig laufen die  
Vollsbunde im Käfig umher, die kräftige, energische  
Stimme des Dompteurs, Beifschenthalten, das Grollen der  
Bestien — mir war unheimlich zu Mute.

Der Dompteur arbeitete rubig und sicher, er sprang

fastisch im Käfig umher, die Tiere mit scharfer Stimme zu  
ihren Kunsttücken anhaltend. Mit duckten sich die Bestien,  
um dem Bändiger einen Schlag mit der Brante zu erleiden,  
— doch schon hand er unerlöschend vor ihnen, den Stod  
schwingend und in der erhobenen Rechten den Revolver ab-  
feuernd, der Bestie frei und unerlöschend ins Auge blidend.  
Ein unwilliges Knurren, ein dumpfes Grollen aus  
sieben Kehlen, und schleichend lehren die Löwen auf ihre  
Bläse zurück.

Wie viel Mut und Energie gehört dazu, diese wilden  
Tiere zu bändigen, wie viel Ausdauer und Todesverachtung,  
in jeder Sekunde dem Tod ins Auge zu schauen, inmitten  
von mächtigen Feinden sich Autorität zu verschaffen. Denn,  
wenn nur ein einziger Löwe es wagt, den Gehorsam zu ver-  
weigern, so sind gleich alle sieben zu bezwingen, da die  
übrigen sofort in das unwillige Grollen miteinstimmen, das  
einem wilden Kampf vorausgeht. Der Löwe kämpft nicht  
offen, sondern tückisch nach Katzenart. Blitzschnell haut er  
mit der Brante zu, nachdem er sich vorher seitlich an sein  
Opfer heranschlich.

Wild und wilder wird der Kampf im Käfig, immer  
schneller spielt die Zirkusmusik ihre wilden Weilen. Atemlos  
folgen die Zuschauer der gewandten Arbeit des Dompteurs,  
jetzt legt er sich auf „Washa“ Rücken, während die übrigen  
Löwen eine Pyramide im Hintergrund bilden. — Die Weilen  
werden langsamer und weicher, bis sie austönen in einem  
Choral, die Tür des Zwingers öffnet sich, herein schwebt  
eine weiße Gestalt, ein Engel, der sich über den Schläfer  
beugt und dem Träumer einen Tanz vorgaukelt nach lang-  
sam rhytmischen Melodien. Blaues Licht flutet über die  
Gruppe — still ist es im Käfig — ganz still. Die Löwen  
regen sich kaum, nur die Hunde bliden wachsam umher, sie  
sind auf dem Posten, ihren Herrn und die weiße Fee zu  
schützen, die jetzt vor dem Schläfer kniet und betet. Dann  
schwebt sie rückwärts unter der Löwenaruppe hindurch aus  
dem Zwinger.

Ein schriller Ruf! Pistolenschuß! Wildes Grollen aus  
sieben Kehlen, grelles Licht, Heulen und Brüllen, erneute  
Schüsse — ein Chaos im Zwinger und draußen heiße Pukta-  
töne, wie sie der Sohn der Steppe ariet. Dem Mutigen  
stodt der Atem. Der Bändiger liegt quer vor der Zwi-  
ngertür, und die Bestien stürmen über ihn hinweg.

Schrill bricht die Musik ab — lächelnd verneigt sich der  
Dompteur.

Braulender Beifall umtobt ihn, überdönt das Brüllen  
der Löwen, das Bellen der Hunde. Unverhohlene Bewun-  
derung war es, die wir dem waschalligen Bändiger sollten.

Ein eigenartiger Zauber umwoh die Probe im Stall,  
diese Vollendung in der primitiven Umgebuung. Ich habe  
nie in kurzen Momenten so Interessantes gesehen, bin nie  
mit jeder Faser einem so nervenpeitschenden Schauspiel  
gefolgt.

Die Stalltür wurde geöffnet, wir mußten einen Moment  
die Augen schließen, als das Tageslicht uns so grell um-  
flutete. In Gruppen stehen wir beieinander, plaudernd, als  
wären wir seit Jahren bekannt. — Der Anblick der Gefahr  
schließt die Menschen einander an.

Es war Sonntagmorgen — von fern läuteten die Glocken  
— aus dem Stall erscholl ein wüstes Gebrüll, die Raubtiere  
wurden gefüttert — auf dem Hof führte man ein spanisches  
Zwergherd spazieren, schwarz, feurig, rassistig — eine Hündin  
beschützte ihre Jungen — dazwischen spielten zwei flach-  
haarige kleine Mädel und ein pausbädiger Bub — eine  
Schar Tauben flatterte unrubig hin und her — das Grollen  
der Löwen hatte sie aufgeschreckt — und über dem Ganzen  
lag goldener Sonnenschein. Ich ging nochmals in den Stall  
und sah mir die Bestien an — in dem ganzen Ensemble lag  
Stimmung, jene undefinierbare Stimmung, wie sie sich  
unserer bemächtigt, wenn wir den Turf betreten — eine  
Stimmung, wie sie uns die Bühne nicht schaffen kann — es  
gehört Stallluft dazu und Stallparfüm!

Frhr. v. Ledebur.

## Welt u. Wissen

Wieviel Menschen leben auf der Welt? Die Gesamtzahl  
der Menschen, die auf der Welt leben, wird von den Sta-  
tistikern mit etwa 1 647 584 000 angegeben. Natürlich muß  
man sich darüber klar sein, daß man in dieser Zahl kein ganz  
exaktes Ergebnis vor sich hat: denn wirklich genaue Zä-  
hlungen der Bevölkerung liegen nur für die europäischen und  
amerikanischen Kulturländer vor, während wir für die meisten  
Gebiete Afriens und Afrikas auf mehr oder minder vage  
Schätzungen angewiesen sind. Also über einetnhalb Mill-  
arden menschliche Wesen. Eine statistische Anzahl. Man hat  
freilich berechnet, daß, wenn man alle diese Menschen neben-  
einander stellen würde, man sie alle auf einer Fläche unter-  
bringen könnte, die nicht größer wäre als der Bodensee, und  
wenn man sie in ein Paket verpacken wollte, so daß jeder  
Mensch einen Raum von 2:3/4 Meter für sich zur Verfügung  
hätte, dies einen Kasten von einem Kubikmeter Größe aus-  
machen würde. Also einfach räumlich genommen, würde für  
noch sehr, sehr viele Menschen auf der Erde Platz sein, wenn  
wir aber andererseits bedenken, wie schwierig es schon ist, für  
diesen kleinen Kasten voll Menschenkinder die nötigen Mengen  
an Nahrung, Kleidung, Wohnung und anderen Gütern herbeiz-  
uschaaffen, dann wollen wir uns lieber nicht allzusehr ihre sehr  
rapide Vermehrung wünschen. . . . Nach den Erfahrungen der

Letzten Jahrzehnte ist dies auch kaum zu erwarten, denn das Tempo der Bevölkerungszunahme geht in den meisten Kulturländern zurück. Die Geburtenziffern sinken und wenn dies auch vorläufig noch durch die gleichzeitige auch zurückgehenden Sterblichkeitsziffern ausgeglichen wird, so ist doch im Ganzen noch ein Geburtenüberschuß vorhanden, so ist dem doch einmal eine Grenze gesetzt. Die Bevölkerungspolitik fürchten also für die Zukunft eher ein Zurückgehen der Menschenszahl. Auf die einzelnen Erdteile verteilen sich diese eineinhalb Milliarden Menschen wie folgt. In Europa 424 634 000, in Asien 906 653 000, in Afrika 147 876 000, in Amerika 161 518 000, in Australien und Ozeanien 6 721 000, im Polargebiet 82 000. Von den europäischen Ländern steht Rußland in der Bevölkerungszahl an der Spitze, sie wird neuerdings mit 133 947 438 angegeben. Auch die Geburtenziffer ist dort immer noch ganz besonders hoch, es werden nämlich auf tausend Einwohner durchschnittlich 36 Kinder geboren. Darin ist Rumänien Rußland noch überlegen, in diesem Lande beträgt nämlich die Geburtenziffer 46 pro Tausend. Aus diesen Ziffern allein läßt sich freilich noch nicht ohne weiteres ein Schluß auf die quantitative Entwicklung der Bevölkerung ziehen, wenn man nicht das andere Moment, die Sterblichkeitsverhältnisse zugleich in Betracht zieht. Diese sind aber gerade in den beiden genannten Ländern noch recht ungünstig, so daß die starke Geburtenrate sich nicht voll auswirken kann.

## Frauen-Zeitung

Was Frauen schätzen. Nicht selten bemerkt man, daß ein junges Mädchen einen autmütigen und zuverlässigen Verehrer nicht erhört, sondern ihre Gunst einem leichtsinnigen Manne schenkt, der für eine glückliche Ehe keine Gewähr bietet. Was ist der Grund für diese unvernünftige Wahl? Eine Engländerin, Jane Hawthorn, verrät uns dies Geheimnis, indem sie auf eine Eigenschaft aufmerksam macht, die so manche Frau am Manne besonders begehrt. Es gibt Männer, die nichts leben", schreibt sie, „und das sind die, über die sich die Frauen am meisten ärgern. Ein solcher „Blinder“ bemerkt nicht das neue Kleid, durch das seine Angebetete ihn in Entzücken verleben will; er hat kein Auge für ihre neue Frisur, keinen Sinn für ihren neuen Schmuck. Wenn sie ihn fragt: „Nun, wie gefällt dir mein neues Kostüm?“, dann sagt er zerkümmert: „Ach, ganz nett“, und indem er sie aufmerksam betrachtet, bemerkt er plötzlich: „Du hast einen Schmutzfleck an der Nase.“ Wenn sie sich den schönsten Rubinsten hat schneiden lassen, dann ist er auch davon unberührt und meint höchstens: „Das muß ja ganz bequem sein!“ Andere Männer dagegen „leben alles“ an der Frau, die sie lieben. Jede kleinste Veränderung in der Toilette wird von ihnen bewundert, und sie haben ein feines Gefühl für jene unauffälligen Aufmerksamkeiten, mit denen die Frau ihrem Verehrer zeigt, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Ja, ein solcher „Sehender“ lehrt die Dame seines Herzens Schönheiten kennen, die sie selbst noch gar nicht an sich entdeckt hat; er ist begeistert von der Haltung ihres Kopfes, von dem Glänzen, das ihr Näckeln hervorruft, von tausenderlei Dingen. Da ist es kein Wunder, wenn das Mädchen glaubt, daß dieser berebte Ränder ihrer Reize sie wirklich versteht, daß er sie und nur sie liebt, und so wird sie über gar manchen Charakterfehler hinwegsehen. Es ist nun einmal so, daß viele Frauen lieber allerlei Sorgen und Mühen in der Ehe mit in Kauf nehmen, als daß sie den täglichen Schmerz ertragen, den ihnen einer zufügt, der „nichts sieht“.

## Neue Bücher

\* Felix Wolff. „Auf dem Berliner Bahnhof“. Das Leben einer Hamburger Familie um 1860. (Verlag von Georg Westermann, Braunschweig.) „Auf dem Berliner Bahnhof“ betitelt der Verfasser eine Beschreibung seines Elternhauses, in dem sich bei einem glücklichen Leben der kinderreichen Familie eine ungemein reiche Gesellschaft abspielt, deren Teilnehmer aus nah und fern die aaltliche Stätte der Amtswohnung des Eisenbahndirektors Wolff und seiner Frau, einstmals Gattin Carl Immermanns, aufsuchten. Wir begegnen einer großen Zahl von Namen angehener Hamburger Familien, wie Sievelinas, Möncheberg, Webers, Wichern u. a., nicht weniger berühmten Leuten wie Geibel, Brahms, Stodhauen, Wilh. Jordan u. a. mehr. Das kulturelle Leben, das sich in Deutschland um die Mitte des letzten Jahrhunderts in seiner ganzen Originalität und Buntheit entfaltete, ist hier festgehalten.

\* Das Leben des Obersten Christian Ludw. August Reichsfreiherrn von und zu Massenbach. Von Rudolf Gottschalk von dem Kneesebeck. Im Bastein Verlag G. m. b. H. Leipzig erschienen kürzlich in der Reihe „Mann und Werk“, die Lebenserinnerungen des Obersten von Massenbach. Massenbach war 1806 Chef des preussischen Generalstabs. Das fesselnd geschriebene Werk legt die bisher nicht allgemein bekannten Gründe überzeugend dar, die zu dem Zusammenbruch des preussischen Heeres von 1806 führten. Mit Sachkunde und vielseitigem

Wissen beschriftet der Verfasser des Wertes den modernen Weg der Psychoanalyse und erklärt die Latenz und Bewegaründe des Handelnden aus seiner Psyche.

\* Alexander Dumas: „Napoleon Bonaparte“. Deutsch von Dr. Heinrich Elsner. Neubearbeitet von Max Bannwitz. (Heimat- und Welt-Verlag Diederichs, Stuttgart.) Die neue Ausgabe erscheint bereits als 13. Auflage, was für die wortgetreue und doch lebendig bewachte Überlieferung das beste Zeugnis ablegt. Etwa ein halbes Hundert prächtiger Bilder zeitgenössischer Künstler zaubern die Zeit lebhaft vor unsere Augen. Das ganze Buch ist auf feinstem Kunstdruck gedruckt.

\* Rich. Schmidt: „Die Ursache von Erdbeben und von anderen Erscheinungen“. Unterdrückte Erkenntnisse Immanuel Kants. (Heinrich Staudt, Wiesbaden.) Der Kreislauf der Entwicklung des in der Welt Wahrnehmbaren aus dem scheinbaren Nichts wird ausschließlich auf Grund tatsächlicher Wahrnehmungen in überragend einleuchtender Weise kurz dargestellt. Aus dieser Darstellung ergeben sich ganz selbstverständlich erhellende Erklärungen für bisher unerklärte Naturerscheinungen, nach denen bisher vergeblich gesucht worden ist. Besonders interessant ist dabei, daß die für Erdbeben und Erdmagnetismus gefundene Erklärung sich auf den Nachweis stützt, daß das flüssige Erdinnere und die feste Erdrinde sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten aneinander vorbeibewegen. Dieser Nachweis ist auf astronomische Forschungsergebnisse gegründet. Nach ihnen besitzt die Erde die Haupteigenschaften eines elektrischen Generators. Im übrigen ist in dem Buche eindringlich darauf hingewiesen, daß Immanuel Kant in der Quintessenz seines Philosophierens, wie er in den beiden Vorreden zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“ niedergelegt hat, nicht nur die Ursache des jetzt noch herrschenden Chaos in der Wissenschaften angedeutet hat, sondern auch den sicheren Weg zeigt, auf welchem dieses Chaos zu beseitigen ist.

\* „Mein Norwegenbuch“. Reisen, besonders Reisen über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, sind Entdeckungsfahrten. Mag Columbus Amerika entdeckt haben, Livinastone Afrika erforscht, jeder der heute über Land und Meer fährt, entdeckt wieder. Aber Krieg und Nachkriegs-Verhältnisse haben die Schranken um Deutschland gezogen. In dessen wurde die Welt anders, die Menschen mit ihr. Über viele Länder zwar ist nach dem Krieg geschrieben worden, aber ein Nachkriegsbuch über Norwegen sah es wohl nicht. Das erste ist „Mein Norwegenbuch“ von Hans Richter (Verlag Diederichs, Stuttgart). Kleine Episoden, prägnant vorgetragen, prägnant pointiert und voller Wucht des Nordens. Bunt, lebendig und reißend und doch mit einem Plan. Wie eben Steine und Mauern reden, wie Städte plaudern, wie der Fjord und das Meer singt. Und dann stellt Richter den wirklichen Nordländer vor, der dem Kurz- und Saitenakt in den Sojels unbekannt ist, den Nachkommen der alten Wikinger, heute Geschäftsherr großer Faktoreien und Schiffslotten oder einlamer Bauer im Gebirge. Mit Bildtafeln, typische nordische Landschaft darstellend, Pianetten von Susanne Richter-Fink, schmückt das Buch.

\* „Altgermanische Kultur“. Von Professor Dr. G. Knebel. Wissenschaft und Bildung Nr. 208. (Quelle & Weller in Leipzig.) Professor Knebel ist weder ein Lobredner einer angeblichen altgermanischen Kulturherrlichkeit, noch unterschätzt er die kulturellen Leistungen der Germanen. In fünf Kapiteln gibt er einen Überblick über die Geschichte der Anschauungen auf dem Gebiete der germanischen Altertumskunde seit hundert Jahren, über Natur, Land und Leute, über Staat und Gesellschaft, Religion und Weltanschauung und endlich über die Poesie nach ihren verschiedenen Gattungen bis hinauf zur Selbstdichtung.

\* „Geld und Geldwesen der Geld- (Kredit-) Wirtschaft“. Die wirtschaftliche Begründung Knappschaftstheorie des Geldes von Hans Döwerno (Verlag W. Druaulin, Leipzig). Der Verfasser, Dozent der Prager deutschen technischen Hochschule, geht in diesem Buche vom Standpunkt aus, daß das Geldproblem nicht vom Geld, sondern nur durch die Erkenntnis der gesamten Wirtschaftsvorgänge zu lösen ist. Die Erkenntnis unserer Wirtschaftssysteme, in der alles durch das Geld ausgedrückt und gedacht wird, ist hier von dem höheren Standpunkte der sozialen Erkenntnis des Wirtschaftsprozesses behandelt. Besonderes Interesse wird das Wirken des Kreditwesens, das als eine Einheit mit dem anderen Gelde dargestellt ist, erwecken.

\* Alexander Dumas: „Der Rache des Herzogs von Savoyen“, deutsch von Manfred Freiberrn von Willertorff, zwei Bände. (Heimat- und Welt-Verlag Diederichs, Stuttgart.) Die phantastische Geschichte eines als Paare verkleideten Mädchens.

„Fünf Vortragsstücke“ für Violoncello allein, von Oscar Brückner, op. 82. Verlag von J. André, Offenbach. In neuerer Zeit haben verschiedene Komponisten von Ruf, wie Reaer, Hindemith, Hindesberger u. a., Stücke „für Cello allein“ geschrieben; aber die Cellisten scheuen davor zurück: sie können ihr Instrument darin nicht genügend zur Geltung bringen. Ein Cellovirtuos wie O. Brückner versteht es natürlich aus dem Grunde, alle technischen Möglichkeiten und Agnastischen Voraussetzungen des Instruments herauszutreiben. So in diesen neuen Vortragsstücken, die auch nach Seiten der musikalischen Erfindung und Empfindung sehr wohlgeraten — und unteren Cellisten und Cellistinnen aufs beste zu empfehlen sind.

O. D.